

Bilder aus dem Volksleben : der Grosstöckli [Schluss]

Autor(en): **Sonnenfeld, Franz von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein**

Band (Jahr): **3 (1941)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-860503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bilder aus dem Volksleben.

Von Franz von Sonnenfeld.

1821 — 1888

Der Grosstöckli.

(Schluss)

Vor der Kirche im Dorfe warteten die Leute vergeblich auf den armen Sünder; er kam nicht. Er schämt sich, dachten sie, er hat sich versteckt. Zu Hause rief ihm die gekränkte Mutter vergeblich zum Mittagessen; er hörte es nicht, er kam nicht. Auch sie dachte: er hat sich versteckt. Der Abend kam, aber Urs kam nicht; der wird sich erst in der Nacht heimschleichen, dachte man. Die Mutter tat in ihrem Bette kein Auge zu, sie horchte und horchte, ob sie nicht den Riegel der Stalltüre knarren, ob sie nicht das Scheunentörchen öffnen höre? Nichts! Nur aus den Brunnröhren hörte sie die mächtigen Wasserstrahlen rauschen — sonst die ganze Nacht nichts!

Der Morgen kam — aber der Urs kam nicht wieder!

Wie lange das arme Mutterherz auf ihn geharrt und sich gehärmt hat, bis es dem Kummer und dem Schmerz erlegen, ich weiss es nicht!

Wo der Urs hingekommen, dass wusste niemand; einem dunklen Gerüchte zufolge sollte er in Hüningen bemerkt worden sein. Sicheres war aber nicht bekannt. Ein Chirset nach dem andern kam und verging: den Urs sah man nicht wieder; in einigen Jahren war er vergessen.

Urs hatte sich nämlich in Hüningen unter die Franzosen anwerben lassen. Aus dem Paradiese seiner Heimat an jenem Sonntage von Scham und Verzweiflung vertrieben, schlug er bei seiner Flucht mit einer unbewussten, gleichsam magnetischen Notwendigkeit eine nördliche Richtung ein und erreichte, ohne recht zu wissen wie, die Festung Hüningen. «Soldat werden», dachte er. Der gross- und schöngewachsene Jüngling mit seinem intelligenten und offenen Gesichtsausdruck war den Werbern höchlich willkommen. Sie waren bald mit ihm handelseinig, er erhielt ein hübsches Handgeld, wurde in eine glänzende Uniform gesteckt, und mit den halbleinenen Hosen und der halbleinenen Jacke, die er in Hüningen ausgezogen, hatte er auch alle süßen und bitteren Erinnerungen an seine Heimat, wie er glaubte, für immer abgelegt. In lustiger Gesellschaft gings fort nach Paris, wo unser Urs in einem Grenadier-Regiment diente und bald ein ausgemachter, kampfgewöhnter Soldat war. In mancher heissen Schlacht focht er, manche Expedition half er mitmachen, zu Wasser und zu Land erprobte er seinen Mut. Bald war er mit der Armee in den indischen Gewässern, bald finden wir ihn wieder unter den wilden Bewohnern des Cap der guten Hoffnung. Für Frankreichs Ehre hatte er unter den verschiedensten Himmelsstrichen löwenmütig sein Leben eingesetzt, aber auch mit empfänglichem Sinn die Bilder fremder Länder und Sitten in sein Gemüt aufgenommen und echt weltmännisch überall die Früchte für seinen Genuss gepflückt.

Im südlichen Frankreich kostete er den feurigen Wein und liess sich die kühlende Melone mit Zucker vorsetzen; mit den Hottentoten verzehrte er die gebratenen Keulen wilder Tiere und nahm an ihrem Götzendienste und an ihren närrischen Tänzen teil; in der lustigen Weltstadt Paris wusste er in den Kirchen so gut Bescheid als an den öffentlichen und geheimen Vergnügungsorten. Kurz, unser Urs lernte das Leben auf das vielseitigste kennen und gewann dadurch jene Unabhängigkeit des Sinnes und jene Sicherheit des Gebahrens, wie sie zwar keineswegs eine Frucht der Bildung, wohl aber das Ergebnis vielseitiger Erfahrung ist. Die halbe Bildung der Schule und Kirche des vorigen Jahrhunderts, die für ihn eine Zwangsjacke war, hatte er in der Fremde abgeschüttelt.

Da erwachte auf einmal in ihm die Sehnsucht nach der lieben Heimat. Er verlangte seinen Abschied, der ihm in allen Ehren erteilt wurde, und so kehrte denn der schmucke, hochgewachsene, kräftige, mannhafte Soldat, auf der Kopfbedeckung einen hohen wackelnden Strauss, in die Schweiz zurück. Die kolossale Gestalt mit ihrem respekteinflössenden Aussehen erregte in Basel gaffende Bewunderung. Als er sich als Urs Stöckli aus X. zu erkennen gab, wurde er überall als Herr Stöckli höflichst begrüsst. Nun hatte sich auch in seinem Heimatdorfe das Gerücht von der nahe bevorstehenden Ankunft des längst verloren Geglauten verbreitet und männiglich versetzte dasselbe in die freudig-gespannteste Erwartung. Endlich kam er das grüne Kornfeld heraufgewackelt, in buntfarbiger Uniform mit glänzenden Knöpfen, gross und hoch wie der Riese Goliath.

Eine solche Erscheinung hatte man in unserm Dorfe noch nie gesehen.

Alles scharte sich um ihn, reichte ihm die Hand, grüsste ihn in merkwürdigem Takte mit: «Willkommen, Stöckli», der «Urs» wurde weggelassen und alles, was an diesen Urs erinnerte, auch nicht mit einer Silbe erwähnt. Er erkundigte sich nach den Seinen, aber die lagen schon längst auf dem Gottesacker; sein Vaterhaus stand leer.

Er bezog nun dasselbe und nahm — freilich erst nach und nach — mit bürgerlicher Kleidung auch wieder einigermassen bürgerliche Haltung an. Ein hübsches Sümichen Geld, das er mit heimgebracht hatte, verwendete er zum Betrieb der Landwirtschaft. Bald war er in der Heimat wieder einheimisch, wenngleich zwischen dieser und der Fremde, woher er gekommen, ein sehr erheblicher Abstand war. Nicht nur in Bezug auf seine Gestalt, sondern auch in Bezug auf seine Erfahrung, sein Wissen war er seinen Mitbürgern weit über den Kopf gewachsen und nicht mit Unrecht wurde er von nun an der Grosstöckli genannt. Er fühlte auch seine Ueberlegenheit und fand sich deshalb in dem Gedanken, besser in dem kleinen Dorfe der Erste zu sein, als in Paris der Zweite, zufrieden und glücklich.

An den Sonntagen erzählte er seinen Mitbürgern von seinen Kämpfen und Abenteuern, fremden Ländern und wundersamen Menschen, von Feigen, Citronen, Pomeranzen, von den halbnackten Bewohnern Südafrikas, die à la Adam und Eva bekleidet seien usw. Mit einer lebhaften Phantasie begabt, die ihn selbst in seinem hohen Alter nicht verliess, wusste er seinen Erzäh-

lungen immer ein ansprechendes Kolorit zu verleihen und auf diese Weise seine Mitbürger ebenso zu fesseln wie einst Othello das Herz der Desdemona durch seine Erzählungen von Menschen, welche die Köpfe unter den Armen trügen usw., berückt hatte.

Bei so hervorragenden persönlichen Vorzügen war der Grosstöckli schnell der Abgott der kleinen Gemeinde, die ihn auch bald mit dem ersten bürgerlichen Amte bekleidete, das die obrigkeitliche Bestätigung erhielt. Manches Jahr verwaltete er dieses Amt mit jener paschaartigen Aufgeblasenheit und korporalmässigen Grobheit, in der sich so viele Dorfschulzen des vorigen Jahrhunderts gefielen. Seine Energie war unverwüstlich, sein Eigensinn eichenfest und seiner Rücksichtslosigkeit war nichts heilig. In Sachen der Religion verhielt er sich gänzlich gleichgültig; selten ging er in die Kirche, noch seltener machte er die gebotenen religiösen Gebräuche mit. Der Streich, den ihm einst die Kirche gespielt, hatte ihn für sein ganzes Leben von ihr abwendig gemacht. Diese Unterlassungssünden wären zu seiner Zeit niemanden sonst nachgesehen worden: aber gegen den Grosstöckli, den Magnaten des Dorfes, wurde deshalb nie eine Anklage laut. Im Uebrigen war er rechtschaffen und liess andere Leute in ihrem Tun und Lassen gewähren — sofern es ihm auch nur einigermaßen vernünftig erschien. Gegen die handgreifliche Unvernunft aber konnte er furchtbar grob sein. Im Allgemeinen ziemlich wortkarg, schwoll seine Stimme, wenn er so oder so gereizt wurde, zu dem Brüllen des Löwen an, dass Wald und Feld davon wiederhallte.

Einmal an einem Sonntag Nachmittag kam auch eine sogenannte Betrübte, eine vom Teufel Besessene, in das Dorf. Sie wollte sich in die Kirche begeben; schon auf dem Kirchhof verrenkte sie ihre Glieder und verdrehte die Augen; der Böse treibe wieder sein Spiel mit ihr, sagte sie und suchte so, wie ihr dies früher schon mehrmals gelungen war, das werktätige, gabenspendende Mitleid namentlich der Frauen auf sich zu lenken. Als es zum Segen läutete, strengte sie sich zum jämmerlichsten Schreien an. Der Grosstöckli war in der Nähe und hatte dem Spiel eine Zeitlang schweigend zugesehen. Jetzt wurde ihm aber die Sache zu arg. Er trat auf sie zu und donnerte sie mit seiner Löwenstimme fragend an: «Soll ich dir den Teufel austreiben?» Und als sie, oder, wie sie sagte, der Böse wieder schrie, schwang er seinen Stock und jagte sie ohne viel Federlesens zum Dorf hinaus. «Der kann besser Teufel austreiben als ein Kapuziner», hiess es nachher!

Lange Jahre, bis weit in unser Jahrhundert hinein, war solcherweise der Grosstöckli die angesehenste und zugleich gefürchtetste Person seines Dorfes. Das Alter machte auch an seiner riesigen Gestalt sein Rechte geltend. Nur dadurch unterschied er sich von seinen Altersgenossen, dass er immer ein ungewöhnliches Mass Branntwein vertragen konnte. Ein Unterleibsschaden, der ihn viele und lange Jahre plagte, verbitterte sein Alter und machte ihn zu einem menschenfeindlichen Brummelbär. Eben dieser Leibschaden war dann auch die Veranlassung zu seinem Tode, der übrigens erst in seinem hohen Alter erfolgte. Wie man sein Ende herannahen sah, hielt ihm eine Verwandte das Kruzifix vor seinen brechenden Blick mit der Mahnung: «Sieh da, Jesus am Kreuze, bet zu ihm, dass er dir helfe und gnädig sei!» Aber

der Grosstöckli, der sich in seinem Leben um Kirche, Gott und Jenseits nie was bekümmert hatte, gab auf dem Sterbebette noch zur Antwort: «Wenn er mir hätte helfen wollen, er hätte es schon lange gekonnt!»

Es waren seine letzten Worte; bald darauf verschied er, man kann wohl nicht sagen — in dem Herrn! Uns aber steht es nicht zu, einen sonst recht-schaffenen Menschen, dem ein eigentümliches Geschick die Kirche früh schon in ein unfreundliches Licht gerückt, den sein ganzer Lebensweg fern von den Quellen der Religion hingeführt und dessen Gemüt ein hartnäckiges Leiden am Lebensabend vergrimmt und verbittert hatte — uns steht es nicht zu — so geneigt Viele sich zeigen möchten — ihn wegen jenes herben Ausdrucks zu verdammen. Das Herz und Nieren prüfende Auge Gottes wird den Kern des Mannes mit mehr Milde und Barmherzigkeit von dessen wenig religiösem Wandel und roher Ausdrucksweise unterschieden haben, als wir Menschenkinder es vermögen!

Heimweh.

Von Albin Fringeli.

Wenn i gseh ne Vogel fliege
Hoch im Blaue, ganz ellei,
Chani nimmi ruehig sitze,
s'isch mr o, jetz miess i hei.

Hüt scho hei am frieje Morge,
D'Stare glärmet vor em Hus:
Bitzli angerst tönt's im Heimet,
Ghörsch ne anger Tönli drus.

s'Läbe rasslet wild dur d'Strosse,
Jede rennt nach Brot und Freud.
I dr Heimet dampft dr Agger,
Wo dr Vatter Some streut.

Chemme Chummer o und Sorge
Uebers Fäld durs Wägli y,
s'tönt ne Liedli us de Furche
Mit're Tröstermelodie.

Wenn i gseh ne Vogel fliege
Hoch im Blaue, ganz ellei,
Dänggi a die ville Tausig,
Wo ghei Hus und Heimet hei.